

**Zeitschrift:** Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur  
**Herausgeber:** Bund Schweizerischer Frauenvereine  
**Band:** 11 (1929)  
**Heft:** 32

**Heft**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 18.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



die den Müttern eines Volkes eigen sein soll. In die Liebesarbeit an unserem häuslichen Kreise wollen wir unser Herz fest verankern. Dem „zu Hause“ beginnen, was wirken soll im Vaterland“. Unser Tagewort soll uns künftig die innere Zufriedenheit schenken, die uns durch die Sorgenschwere der letzten Jahre abhanden gekommen ist. Arbeit im Hause, Arbeit auf dem Felde, in Gottes freier Natur, in Gottesnähe. Und denken zu dürfen, Gärtnerin in Gottes weitem Garten zu sein, ist dieser Gedanke nicht erbebend! — Wir sehen am Morgen die Sonne aufgehen, groß leuchtend, und der Sonnenball senkt einen Widerschein seiner Strahlen in unsere Seele. Und das Wunder des Sonnenaufganges gibt uns die fröhliche Gewißheit, daß über Welt und Leben noch eine höhere Macht waltet. — Säen und ernten dürfen wir, ein heiliges Amt ist uns beschieden. So mandem können wir bei der scheinbar gedankenlosen Arbeit nachhimmeln. Wädhsten wir es zu unserem eigenen und der anderen Segen tun. Die Liebe zur Natur möge eine tiefgründige Gedankenwelt erzeugen, sie ist die beste und zugleich die edelste Lehrmeisterin. Die Bäuerin soll die demütige Magd des großen Gärtners sein, ihm vertrauen und ihm durch ihre Hände Arbeit freudig dienen. — Dienen, ihm dem großen Gott! Ist das nicht schön? M. Sch.

## Der Genfer Kongress

des Internationalen Verbandes der Akademikerinnen tritt vom 7.—14. Aug. zusammen und wird von mehreren hundert Mitglieberein — es gibt deren in allen 5 Erdteilen, etwa 35 000 in 33 Ländern — besucht werden.

Eine Weltorganisation wie die der I. F. U. W. (International Federation of University Women) entspricht einem zweifachen modernen Bedürfnis: Zusammenkunft innerhalb einer besonderen Interessengruppe, und Internationalität; sie ist aber nur Mittel zur Verwirklichung höherer Zwecke: Interessenaustausch von Land zu Land, auf dem Boden gegenseitigen Verständnisses; Förderung wissenschaftlicher und beruflicher Interessen im Sinne der Entwicklung und beruflichen Selbständigkeit der Frau. Während des 10jährigen Bestehens des Verbandes wurde intensiver gearbeitet, um einzelnen, besonders bedürftigen Mitglieder die Möglichkeit zu wissenschaftlicher Fortbildung im Auslande zu verschaffen; mit Hilfe der von einzelnen Ländern ausgerichteten Stipendien konnten bis jetzt eine Schwedin in Frankreich, eine Norwegerin in Amerika, eine Deutsche in Australien, eine Österreicherin in Spanien, eine Französin in Island — dank dem von den Mitgliedern des Internat. Verbandes selbst gestifteten Fonds — eine Schweizerin in Deutschland während eines Jahres ihren Spezialstudien obliegen! Unter Voranschau des reichen Gewinnes, der besonders den im Lehrberufe stehenden aus einem Auslandsaufenthalte erwächst, wird versucht, Austauschmöglichkeiten anzubahnen; ferner werden Musikstellen angestrebt, welche die zu Studienzwecken in der Fremde weilende Akademikerin sofort mit denjenigen Personen und Institutionen in Verbindung setzen, welche sie in jeder Weise fördern können. Auch die Möglichkeit einer Zentralfstelle für den Ausgleich von Angebot und Nachfrage betreffs Ueberlegung von Veröffentlichungen wissenschaftlichen und technischen Inhalts wird studiert.

Wenn nach dem Kongresse von London, Paris, Oslo, Amsterdam, diesmal die Wahl auf die schöne Rhonestadt fiel — sie wird von Ausländern oft kurzweg „unre internationale Stadt“ genannt (1) —, so erwächst daraus dem schweizerischen Verbands, der seit 5 Jahren besteht und zirka 400 Mitglieder zählt, eine große Verantwortung; sowohl das Genfer Komitee als auch der Schweizerische

Ausschuß haben ihr Bestes getan, um der großen Aufgabe gerecht zu werden.

An den beiden ersten Tagen finden die Kommissionskationen statt: Anwendung von Stipendien, Erhebungen über die Veröffentlichung wissenschaftlicher Arbeiten; Berufsmöglichkeiten für die akademisch gebildete Frau in der Industrie, im Handel, im Bankwesen u. a. m. kommen innerhalb der mit dem Studium dieser Spezialfragen betrauten Ausschüsse zur Besprechung. Ferner treten die Fachgruppen (Medizin, Naturwissenschaft, Rechtswissenschaft, Nationalökonomie, Literatur, Kunst, Geschichte, Philosophie, Theologie) zur eigenartigen wissenschaftlichen Arbeit, zum Anhören und Diskutieren einschlägiger Referate zusammen. Da Französisch, Englisch und Deutsch als Kongresssprachen zugelassen sind, so ist möglichst rasche Uebersetzung von der einen zur andern die Bedingung zu erprießlicher Zusammenarbeit. Die feierliche Eröffnung des Kongresses findet am 9. Aug. vormittags in der Aula der Universität statt, im Beisein der Vertreter von Senat und Behörden, unter dem Vorsitz der Präsidentin der I. F. U. W., Dr. Ellen Gleditsch, Professor der Chemie an der Universität Oslo. Nach den offiziellen Reden und den Begrüßungsworten der Präsidentin des gütigenden Verbandes, Frau Schreiber-Havre, Wdokat in Genf, folgen, von Schweizerinnen gehalten, je ein französisches, ein deutsches und ein englisches Referat. In einer der beiden öffentlichen Abendveranstaltungen spricht Dr. Caroline Spurgeon, Professor an der Universität London über Shakespeare; der andere Abend bringt drei kürzere Referate naturwissenschaftlichen Inhalts.

Verschiedene Führungen durch Bibliotheken und Sammlungen, sowie Autocarfahrten geben den Gästen Gelegenheit, Genf nach verschiedenen Richtungen hin kennen zu lernen; die eine Fachgruppe geht den Spuren Voltaires nach; die andere denjenigen Calvins; ein Ausflug nach Coppet mit Vortrag über „Mme de Staël et ses hôtes“; eine Fahrt nach Chillon, sowie mehrere gemeinsame Mahlfestlichkeiten vereinen sämtliche Teilnehmerinnen; die Stadt Genf ladet sie zu einem „Garden party“ in der Ariana ein; der Schweizerische Verband als Gastgeber, veranstaltet einen festlichen Abend mit einer „Causerie sur l'histoire de Genève“. Von allgemeinem Interesse sind auch die an zwei weiteren Tagen zur Besprechung gelangenden Fragen betreffend Rückschau und Ausblick auf die Arbeit des Verbandes, wozu mehrere Rednerinnen vorgelesen sind; ebenso ein Vortrag über ein sehr zeitgemäßes Thema: „Le chômage des intellectuels“, worüber der vom Internationalen Arbeitsamt nach dem Studium der Ursachen und der Mithilfe der Arbeitslosigkeit der Intellektuellen betraute Rechtsgelehrte, Dr. Fuß, referiert. Ein Vortrag des Vizedirektors des Internationalen Instituts für geistige Zusammenarbeit, Dr. Alfred Zimmermann, ein Besuch des Völkerbundspalastes, wo Sir Eric Drummond die Kongreßteilnehmerinnen begrüßt, und des Internationalen Arbeitsamtes, dessen Chef, Mr. Albert Thomas, ebenfalls zu ihnen sprechen wird, geben einen Einblick in die Organisation dieses wichtigen, neuzeitlichen Instituts.

Daß den aus fernem Ländern herbeigeströmten Kolleginnen nach all den internationalen Eindrücken auch noch eine Erinnerung an das Schweizerland bleibe, dafür sorgen einige nach Schluß des Kongresses vorgelebene Ausflüge der Fachgruppen: nach der botanischen Station der Linnaea in Bourgnon-Saint Pierre, nach den Sanatorien von Vevey, nach dem Stausee von Barberine — und zuletzt eine kleine Rundreise zum Besuch der schweizerischen Universitätsstädte.

Auch sie dürfen sich sehen lassen! Eugénie Dutoit.

## Lehrreiche Zahlen.

Die schweizerische statistische Gesellschaft hat kürzlich den Verlauf einer Gegenüberstellung von Fruchtbarkeit und Sterblichkeit gemacht. In Kürze mögen einige Posten dieser Gegenüberstellung folgen.

Die Sterblichkeit ist seit 1870 um die Hälfte zurückgegangen, für Epidemien sogar um das Vierfache. Die Sterblichkeit infolge von Tuberkulose ist ebenfalls zurückgegangen, jedoch in viel geringerem Maße. Die Sterblichkeit infolge anderer Krankheiten ist um mehr als die Hälfte zurückgegangen, während die Sterblichkeit infolge von Scharlach, Diphtherie und Keuchhusten sich gleich bleibt, geht die Scharlachsterblichkeit zurück.

Nur die andere Seite: Der Alkoholismus bildet hier einen erheblichen Posten. Unser Alkoholverbrauch in der Schweiz übersteigt um das Vierfache die Norm einer mäßigen Konsumation. Von 1881 bis 1920 sind 10,000 Personen an den Folgen des Alkohols gestorben. Einer der ersten schweizerischen Statistiker auf diesem Gebiet, Professor Müller, sagt: „Der Alkoholismus ist die Ursache für Krankheit und Todessfälle ein erheblicher Faktor in unserer Statistik, besonders namentlich auch durch die sinnlose Vergewaltigung an Zeit und Geld, durch den Widerwillen gegen die Arbeit, durch den Ruin des Familienlebens und den Sittenverfall, den er nach sich zieht.“

Das Sterberisiko scheint, nach unvollständigen Statistiken, die wir hierüber besitzen, sich ungefähr gleich zu bleiben. Der Mord ist sogar zurückgegangen. Anders steht es mit dem Selbstmord, der bei uns ein höherer Prozentsatz ist als in anderen Ländern. Im Jahre 1920 wurden 876 Fälle von Selbstmord verzeichnet. Nach hier ist der Mord nicht die Ursache. Die letzte Statistik schreibt ihm 17% Prozent aller Selbstmorde zu. Die Anzahl der Frauen, die sich das Leben nahmen, hat sich seit 1870 verdoppelt.

Die illegitimen Geburten gehen zurück. Gegen 4800 im Jahre 1914 werden für 1922 deren 3600 verzeichnet; sie haben demnach im Verhältnis zu der Zahl der legitimen Geburten. Von 1910 bis 1920 sanken 10,000 Berechtigungen mehr statt, als von 1900 bis 1910; dagegen 104,000 Geburten weniger.

Die Ehegeschiedungen sind von 4410 im Jahre 1888 bis 1890 auf 9119 im Jahre 1910 bis 1920 gestiegen, haben sich also mehr als verdoppelt.

Der Stand der Sterblichkeit auf den übrigen Gebieten kann nicht mit Zahlen gemessen werden. Man ist auf mehr oder weniger willkürliche Schätzungen angewiesen.

Was folgt aus diesen Angaben?

Unser Gesundheitszustand ist gut. Er wird sich noch verbessern, wenn man noch energischer ankämpft gegen die Tuberkulose und namentlich auch gegen den Alkoholismus.

Weniger befriedigend ist der Stand unserer Sterblichkeit und man sieht hier kaum Anzeichen einer Besserung. M. G.

## Zum Gaskrieg.

Der Gaskriegeserbe: das ist das Gericht, das die Menschheit über sich selber fällen wird. So hat die Menschheit sich in Gier und Habgier losgelassen, das haben sie einander in infamster Weise an den Hals geschlagen. Wir werden uns umbringen und wir sollen es umbringen, wir sind fertig. Damit, daß diese Taten und dieses Verbrechen möglich sind, erzeugt sich die Menschheit ist so tief in die Gemeinheit gekommen, das es Zeit ist für sie, sich auszusprechen. Immer noch Zeiten, immer noch Jahrhunderte, immer noch Kultur, immer noch Namen wie uns Christen und heiligen, Bibel unter dem linken Arm, wenn wir mit der rechten Hand unser Giftglas mischen; nicht nur mit den Giftpflanzen allein, sondern noch weit darüber hinaus mit der Kombination von Giftpflanzen und dem Betonen von Kultur ist ein Maß von schändlicher Niedrigkeit erreicht, mit dem die Menschheit zum Himmel schreit. Wir sind dabei angekommen, Kultur sei etwas geworden, was man nur launig und leicht brauche, so habe man sie, so sei das Leben erfüllt von ihr. Wir sprechen gegen den Gaskrieg, weil wir keine Menschlichkeit fürchten; es reinigt uns nicht, wenn wir dieses Symptom dessen, was wir sind, wegwün. Die gierige Menschheit wird einsehen, daß Kriege unpraktisch werden um ihre Ziele zu erreichen; aber sie wird nach dieser Einsicht nicht weniger der Gier leben. Die Gier ist tief, aufzukommen und sich zu vermindern; es ist ihr nicht gelungen, sich zu vermindern, die sie bedenkern; wir sind dem Herrgott nicht gelungen. Allerdings sollen wir lieber in Atome zerfallen in die Luft zerfallen, als zu einer Gemeinheit mitun, die nicht überboten worden ist in der Weltgeschichte. In den früheren Zeiten hat der unbesiegbare Jern, die Mut der Delpoten regiert — Karl der Große läßt 5000 Sächsen an einem Tage an der Wehr hängen; was sind solche Ausbrüche? Sie sind furchtbar, sie sind gewaltig, was wir die Fortgeschrittenen, für furchtlich und für möglich halten, nicht in der Mut, die immer noch etwas Mensch-

liches hat, sondern in der gemeinen Berechnung und in der ebenso gemeinen Angst vor dem Tod. Nicht um irgendwelcher Ideale willen, darum handelt es sich nicht; auch Mittel sind verträglich für Zwecke. „Das Leben ist der Güter höchstes nicht“, so lernen wir in der Schule des Sokrates. Aber wir müssen unsere Wege.

Das Chaos ist wieder da. Die Erde muß wieder einmischen, was auf ihr wächst. Ein Wolf, das von einem Lamm spricht, kann sich nur in Empörung erheben gegen diesen Gedanken, kann sich nur vernichten lassen und zum Opfer bringen für das Jaugnis, daß der Lamm nicht gelächelt, nicht gelächelt kann und nicht gelächelt. Es muß durchsagen nichts, daß wir die Hände ringen und jagen: Gott, du siehst es; Menschheit hat sich selber zu erziehen. Es muß nichts, daß ein Wolf sagt: die andern machen es, wir müssen es auch machen. Wir müssen nicht. Es ist würdiger, ausgesetzt zu werden und damit zu verdingen, daß nichts, was nur mit Gemeinheit ermorben werden kann, ein anständiges Sterben aufweist — das anständige Sterben eines ganzen Volkes aufweist. Statt dessen sprechen wir von Kulturgütern; die Menschheit, die es dahin gebracht hat, wie wir, hat ihre Kulturgüter nicht zu nutzen verstanden, hat nichts zu lernen verstanden, als nur wieder in das Chaos zu gehen. „Macht euch die Erde untertan“ — nur sind vergeblich, von unseren ermorbenen Fertigkeiten, von der Kunst, nicht gelächelt kann und nicht gelächelt. Darunter behaupten wir, wenn wir uns Anstand, Ehr, Menschlichkeit, die Hüllengüter, die wir gerufen haben, vermögen wir nicht zu regieren, sie regieren die Welt, sie ziehen uns in ihre Welt hinein.

Man frant darauf, wie man sich schützen könne gegen den Gaskrieg — man begreift nicht, das Ende unserer Welt ist gekommen, sie zerfällt, die Auflösung ist da. Ein schändliches Ende einer Menschheit, die den Christusbanken einmal emporgestiegen hat. Es ist ein etwas läppisches Ende für die zu Zeiten noch hochgehenden gebende Menschheit. Ein großes Ende, das wir nicht, ein lächerliches Ende, beinahe ein Witz. Unter den hohen und schwebenden Wägen, die die Weltgeschichte nachmal hat, der furchtlichsten, der durchgehenden, der endgültigen. Es gibt das Ende. Und ihr Maul überfliegend von Summation und Bildung geht die Menschheit in dies ihr Ende. Es ist das Ende mit uns und es soll das Ende sein. Wir können nicht mehr weiter leben mit dem Gaskrieg, der uns nicht, ein lächerliches Ende, unsere Väter, werden Gottesbeweisen, wenn dieser Krieg kommt, den wir nur mit den Eigenschaften in uns führen können, die der Satan verleiht, und werden den Herrgott um Wählergiltung des Himmels bitten. Die Welt ist ausgerollt in den Zellen der Menschheit. Der Einzelne, der davon verlornt ist — und wer ist verlornt! — hat nur noch die Aufgabe, mit Würde und Anstand zu sterben. Man rede nicht von Unschuldigen, niemand hat sich für unschuldig zu halten oder zu sein. Die Kultur, es gibt keine Unschuldigen, wir sind alle schuldig.

Das Chaos ist da. Früher hieß man den Heuter von der Erde unerschöpflich, es werde nicht zusammen zu sein. Es ist keine Menge mehr gegeben in dem künftigen Krieg, keine Ritterlichkeit, jederdarm wird Hente sein; das ist der Fortschritt der Bourgeoisie; der Krieg wird von lauter Heutern gemacht werden. Mit dem Unterchied gegen die zünftigen Heuter nur, daß man die Sinnlichkeit an den Menschen vornimmt, die sonst nicht vor dem Heuter gefüllt werden. Mit Stolz und Gier wird man den Heuter nicht, ein lächerliches Ende, wenn wir nun äußerlich umkommen: ob wir uns verbergen, ob wir uns hängen, ob wir uns ausbluten, es ist sehr gleichgültig, es ist unerheblich. Wir sind mit unserer inneren Bernichtigkeit reif für die äußere Vernichtung, wir sind reif und wir sind überreif. Die Menschheit hat sich zu Tode geliebt, sie ist aus der Bahn des Lebens gegangen, in die heftigste und die eifrigste Verbindung, die sie in die Weltgeschichte verloren, aus der nichts mehr, was in das Verderben, aus dem nichts mehr, was in das Verderben, was sie selber nicht mehr, wir hören das Donnern Gottes auf dem Berge nicht mehr. Wir sind nicht mehr die aus der großen Mutter Natur Heroorgenernen, die Kinder der Erde nicht, wir sind nur noch, was wir ihr schmarotzt; das, was mit Würdefragen nicht mehr mit ihr zusammenhängt. Wir brauchen keine Gier, wir haben uns selbst zerstört. Noch nie — was sie auch getan habe — hat die Menschheit sich selber derartig verlassen und verraten.

Wir leben die apokalyptische Zeit. Der „Gruel der Vernichtung“ ist gekommen, die dem der Prophet spricht: „inwendig in uns“. Gabe es ein Volk, das einen solchen Krieg nicht führte, das lieber umkam mit allen die es ausmachen, so fände unsere Welt ein reinlicheres Ende. Dieses Wolf gibt es nicht — damit ist die Menschheit gerichtet.

Marie Luise Endendorff.

Freunde: etwa fünfundsiebenzig im ganzen, ohne die größeren fremden Hunde. Off begleitete mich noch ein halbes Dutzend auf dem Streifen durch Garten und Feld, was mir in der Abenddämmerung besonders angenehm war. Nicht daß ich inoffiziell gewesen wäre, aber es gab doch Landstreicher in der Gegend. Meine Sensibilität erwachte, und die Pfantase schuf neue Bilder — ich wußte nicht von meinen dierbeinigen Freunden gut bewacht. Und jetzt: wie reizend hätte ich doch so ein schwarzes, braunes Gesicht neben dem schwarzbraunen Mandalaufeln gemacht! Etwas eines als Vorläufer und ein weiteres als Nachbarn! Ob da immer Regener nicht länger ganz Gesicht gekannt hätte? Mandala würde ein Gemisch von Gesicht und kaum verständlichem Raubwild, eigener Erfindung; eine Negerkinderprade. Seine Entwicklung ließ natürlich zu wünschen übrig, weil Frau Wdokat sich nicht mit ihm abgeben konnte, und sein ständiger Umgang, die Viehhüterkinder, waren selbst nicht weniger als begabt. Mandala aber sah man wenigstens an, daß es ein aufgewecktes, lebendiges Rechen war. Was hätte es nicht alles zum Ausbruch gebracht, wenn es nur gekannt hätte die fabelhaften Worte, welche es durch Gesen und eben jenen selbst-erfindenden Jargon.

Die Badestelle war erreicht. Wie glatt und einladend die spiegelnde Wasserfläche das! Bei ihrem Anblick fuhr mir ein Gedankenflügel durch den Kopf: Mandala mußte noch einmal in den Fluß, seine Schwimmfähigkeit zu beweisen. Da, Anning, ließen wir den Mandala wieder aus; er soll nun zeigen, daß er schwimmen kann. Anning lächelte einfüßig vor sich hin und nicht ihr stammes Laich mit dem Kopfe. Das war so ihre Art bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit; sie versand es nicht besser. (Fortsetzung folgt.)

## Von Büchern.

von C. C. E. in 2 Bänden.

(Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1929.) Es ist ein fähiger Mann, den C. C. E. Loos mit ihrem Erfindungsgeist gemacht hat. Getrieben von einer stark ethisch gerichteten Weltanschauung, geht sie über die Darstellung der Einzelgeschichte hinaus bis zu der Erörterung der letzten Fragen menschlichen Daseins, seinen Bestrebungen im Bösen und seiner endlichen Bestimmung durch die erlösende Tat der Liebe. Man würde daher dem sehr ernst gemeinten Werke Unrecht tun, wollte man es allein als ästhetische Rundgabe werten; andererseits darf aber nicht übersehen oder vernachlässigt werden, daß die künstlerische Formgebung der Weite der Problematik nicht voll entspricht.

Dem ersten Teile des Buches gegenüber gibt es keine Bedenten. Er ist in sich selbst gelüftet (weshalb eine glänzende Novelle!) und man sagt nicht zuviel, wenn man ihn vollkommen zu nennen mag. Die Hauptmerkmale Melista liegt in einer Bildhaftigkeit abgesehen von dem dunklen Horizont der polnischen Landschaft. Ihre glückliche Kindheit, in die es einziges Licht der ärmliche Goldschimmer eines Mat-

tergottesbildens, der Maria Bosa, hineinfiel, ihre dumpfen, triebhaft erwachenden Regungen, Bestimm und Dieberei, sind mit jener nachdrücklichen Sicherheit gezeichnet, die nur der ursprünglichen und festen Begabung verleiht. Dem Wagnis, einem von alter Kultur unberührten Menschen Gestalt und selbst innere Gestalt zu geben, wird hier Erfüllung. Welche Abgründe des Schreckens reißt in diesem primitiven Gespöche allein die erste Fahrt mit dem harmlosen Provinzjüngling aus! „Noch nie in ihrem Leben ist Melista bis jetzt in einer Eisenbahn gefahren. Es erweckt in ihr ein unangenehmes Gefühl, so rückwärts durch die Dinge geritten zu werden. Daß man sich in einer Eisenbahn auf die andere Seite setzen und nicht zurückgehen kann, weiß sie nicht. Melista ist genau auf dem Flecke sitzen geblieben, wo der Bahngangschaffner den Koffer mit den weißen Buchstaben hingehoben hat. Es ist wenig Licht in dem Wagen, und das kleine Fensterchen taumt so groß, daß ein Pferd seinen Kopf durchstrecken könnte. Wie angegennt hat Melista auf dem Koffer und flarrt mit ihren runden Augen durch die Öffnung, an der sie tauchend Dinge in der Ferne vorüberziehen sieht. Und sie erwidert und weiß nicht, was sie davon halten soll, daß Berge tanzen, als wären es Schulkinder, und Telephonröhre wie ein Springziel auf und nieder schnellen. Sie sieht große Bäume vorüberstolpern und Häuser sich plötzlich merkwürdig und schief an den Boden ducken, und sie wartet auf den Augenblick, wo sie selbst mit dem Koffer aufstiegen wird. Himmel und Erde erschrecken ihr in unbehaglicher Bewegung zu sein, und sie würde sich nicht wundern, wenn plötzlich die Sterne wie Feigen vom Himmel fielen, oder die Sonne zerbrochen auf der Straße läge. Kein Pfarrer und keine Kirche kommt ihr mehr lieber vor in

dielein ungeachteten Wirrwarr der Dinge. Mit der Zeit rollen sogar die Döfen- und Schaffelle umher und fegen über die Diele des Wagens. Melista muß an den künftigen Tag denken, von dem der Pfarrer in der Kirche einmal gesprochen hat, und an welchen die Gotteskinder vor lauter Bestimmungslosigkeit an den glatten Wänden der Häuser hinaufklettern werden. Melista hat damals den Trost in sich gehabt, daß sie nicht zu der Gotteskinder gehöre, sondern würde, daß sie Fremden, vielleicht sogar zu den Ausländern, weil bei Gott alles möglich ist, aber hier in der Eisenbahn kommt ihr dieser Trost abhanden. Es scheint ihr, daß es Dinge geben könnte, die nicht einmal mit Kirchenglocken geläutet werden. So, als ob einer Tages sogar das Herz vor Gott gebetet würde. Das einträchtige, nackte Herz, ohne alle Weite. Und Melista schaut über dem Gedanken, daß sie jetzt und zu dieser Stunde hinausfliegen könnte, und alles durcheinanderwürbeln, das Herz und die Berge und die Telephonröhre und der Koffer und die Döfenhäute, die wie losgelassene Teufel mit ihren langen Schwänzen um sich schlagen. Noch nie

Heilkräftig gegen Schwäche und Nervosität wirkt



Elchina

Blissir oder Tabletten

Orig. Pack. 3.75, sehr vorteilhaft. Orig. Doppelpack. 6.25 u. 1. Apoth.

## Anstaltsversorgung, nützt sie etwas?

Die bestirteste Anstaltsversorgung Erwachsener ist ein Problem, das den Fürsorgestellen viel zu denken gibt. Der Laie pflegt schnell damit fertig zu werden, wenn er sich überhaupt jemals damit beschäftigt. Die allgemeine Meinung geht dahin, daß von solchen Versorgung wenig Heil zu erwarten sei, und daß ein Menschenleben, das in bewußtem Alter in falscher Richtung verläuft, kaum mehr zurechtgebeug werden könne. Sogar Fürsorge und Anstaltsleiter können sich in schweren Zeiten, in denen sie unter dem frischen Eindruck eines Mißerfolges stehen, solch lähmender Gedanken nur schwer erwehren und fragen sich: „Hat denn unsere Arbeit einen Sinn, oder ist sie ein Faß ohne Boden?“

Es wurde nun in einer solchen Anstalt der Versuch gemacht, die Versorgungsresultate festzustellen. Das Heim ist seit 20 Jahren in Betrieb. Wandernde Frauen und Mädchen haben da für eine Zeitlang eine Heimstätte gefunden, ledige Mütter, die samt dem Kind aufgenommen werden, damit im Zusammensein die Mutterliebe erwachen kann, Arbeitsscheu und Gefährdete, Pathologische und Beschränkte, die Zucht und Ordnung lernen sollen, aber auch völlig gestrandete Erzieherinnen, die ohne jede Hoffnung auf Besserung für ein oder zwei Jahre unterkommen. Da die Erziehung gelehrt hat, daß mit kurzfristigen Versorgung bei Erwachsenen wenig erreicht wird, ist seit mehreren Jahren die zweijährige Versorgungszeit obligatorisch. Die Unterbringung erstreckt sich nur auf solche länger Verstorbenen. Es kamen 175 in Betracht.

Die große Mehrzahl der Pflegslinge stand zur Zeit der Versorgung im Alter von 20—30 Jahren. Doch begegnet uns unter der bunten Schar sowohl Ältere als Jüngere, von der 17jährigen Ausreißerin mit dem hemmungslosen Freiheitstrieb bis zur 40jährigen, mal vorbestraften Trinkerin und Bagabundin. Eines haben fast alle gemeinsam: sie stammen mit wenigen Ausnahmen aus verwahrlosten Verhältnissen; sie sind Trinkerinder oder wurden früh Waisen, so daß sie ohne feste Heilende Leitung aufwachsen mußten. Nur etwa zehn sind, wie uns ausdrücklich mitgeteilt wurde, misstrauische Töchter rechtshafter Eltern, während mehr als 20 selber illegitim geboren wurden.

In dem freundlichen Heim, das lieblich im Grünen liegt, und dessen Türen unvergeschlossen sind, erlernen alle gründlich das Waschen und Glätten, die Geschicklichkeit auch das Nähen; sie sollen nach der Versorgungszeit als erwerbsfähige Menschen ins Leben hinaustrreten. Aber das Hauptanliegen der Anstaltsleitung ist das der Wille zum Guten in den verwahrlosten Gemütern geweckt und soweit gestärkt werde, daß er zum dauernden Halt wird.

Wie sieht nun der Erfolg aller Bemühungen aus? Durch Nachforschungen bei den Gemeindeführern und Fürsorgestellen war man imstande, sich ein Bild vom Leben der Pflegslinge nach dem Austritt zu machen und das Resultat der Versorgung danach zu beurteilen. Doch sind alle betriebligen Urteile von relativer Gültigkeit. Ein Menschenleben mit seinen vielerlei Möglichkeiten, seinem oft ganz unerwarteten Verlauf kann nur annähernd gerecht genützt werden, zumal bei pathologisch veranlagten, zu denen ein Großteil der Anstaltspflegslinge gehört. Diese Schwierigkeit in der Beurteilung von Versorgungsresultaten, die Unmöglichkeit, klar und eindeutig Erfolg und Mißerfolg zu buchen, erwecken bei Außenstehenden leicht den Eindruck, daß bei den Versorgung „nichts überhaupt nichts heraus“.

Bei 94 von 175 einjährigen Anstaltsinsassen, also bei mehr als der Hälfte, kann man einen guten Eindruck der Versorgung feststellen. Das

beißt aber nicht, daß nun alle diese Leben taublos verlaufen seien. Bei 39 Frauen und Mädchen kann man sagen: Sie sind seit ihrem Austritt auf gutem Wege, dienen in rechten Stellen, und aller Voraussicht nach werden sie auch in Zukunft nicht so schnell aus der Bahn geworfen werden, da sie einen festen inneren Halt gewonnen haben. 14 von ihnen sind ordentlich verheiratet. Eine rechte Seirat — sie braucht nicht ideal zu sein — ist für die in Unordnung aufgewachsenen Mädchen die sicherste Rettung. Ihre Sehnsucht nach einem eigenen Heim ist sehr groß, so groß, daß sie nicht selten an einem Fehltritt schuld ist.

Sehen wir uns ein Leben an, das einen günstigen Verlauf genommen hat. Es ein leidenschaftliches Geschöpf, das zwei illegitime Kinder geboren hatte, litt schwer an den physischen Folgen ihres laienhaften Lebenswandels. Sie ist seit der Versorgung nie mehr rückfällig geworden, ist in ihrer Heimatgemeinde Sonntagsschullehrerin und verdient mit ihren verträpelteten Händen, was sie kann.

Ein ganz anderer Typus ist J. Auch sie ist Mutter eines illegitimen Kindes. Sie gab sich Mühe, konnte aber auch nach der Entlassung nicht ganz über ihre Leidenschaftlichen Meilern werden. Glücklicherweise stand sie unter Vormundschaft, so daß man sie rechtzeitig wieder versorgen konnte. Diejenige Waise konnte nur Verheiratung Rube bringen. — Sie bestrebt jetzt selbständig ein Wäscherei- und Glättereigewerbe. Die Eheleute haben einen guten Ruf und gelten für rechtshaffene und arbeitame Leute, so daß Antrag auf Aufnahme der Vormundschaft gestellt wurde.

J. gehört allerdings auf eine andere Linie als X., da sie rückfällig geworden ist. Wir rechnen sie unter die 55, die zwar zurechtgefunden sind, aber den Fürsorgestellen je und je Mühe machen. Einige halten es wegen ihres schwierigen Charakters und hysterischen Anlagen nie lange in der gleichen Stelle aus, andere unterlagen nach mehreren Jahren einer Verurteilung, unterstellten sich aber wieder der Fürsorge, so daß man ihnen weiterhelfen kann. Für diese Menschen sind in erster Linie die Fürsorgestellen da, deren Arbeit eine notwendige Ergänzung und Weiterführung der Anstaltsversorgung darstellt.

Ein Laie, der diese Resultate beiseite lassen möchte, muß sich das Eine klar machen: Sehr viele von diesen gefährdeten Menschenkindern sind nicht durch bloße Charakterchwäche oder gar einen „Sang zum Bösen“ auf ungetragene Wege gekommen; sie sind schwachsinig oder haben eine pathologische Veranlagung. Solche Uebel kann auch die beste Anstaltsversorgung nicht beheben. Aber sie vermag auch bei diesen Armen etwas: Sie pflanzt in diese defekten Menschen einen Begriff von dem, was recht ist, und weckt in ihnen das Vertrauen zur Leiterin oder Fürsorgerin, so daß sie wissen: Es gibt einen Menschen, der es gut mit mir meint und zu dem ich gehen darf, wie und wo ich auch sei. In vielen Fällen darf man dankbar sein, wenn solch erreicht wird. Dann besteht die Möglichkeit, auch solche unersichtliche Geschöpfe vor Fehltritten zu bewahren.

Es gibt pathologische Menschenkinder, die trotz der vielen großen Mühe, die sich die Fürsorgestellen mit ihnen machen, immer wieder unwillig, die aber doch nicht dauernd in ein Irrenhaus gehören. 10 Anstaltsinsassen sind unter diese zu rechnen und den negativen Resultaten zuzuwenden.

Im ganzen zählen wir 81 resultatlose Versorgung. Das könnte bedenklich scheinen. Die Zahl schmilzt aber erheblich zusammen, wenn die Gestorbenen und die 23, von denen wir keinen Bericht mehr erhalten konnten, abgezogen werden; es kann dies ein gutes Zeichen sein, da also die Betroffenen nicht mehr mit den Behörden zu tun hatten. Zu den 10

Manzuz lang, denn sie hat in den neuen Kreislauf die alte Sünde, den Ring des Bösen mit hineingezogen, der sie nun unrettbar umschließt. Das Kind, das der Quell aller Freude sein könnte, wird seiner Mutter dem geheimnisvollen Geleise ihres Lebens nach, nur wieder zum Weis. Bestrittener, unmittlerer, bedrohlich, verrosteter Besitz. Die ganze grotesk-schauerliche Episode, die im Saule des reichen Juden Scharfisch ihn mit drei Frauen um Leib und Seele eines neugeborenen Kindes kämpfen läßt, ist dieser Erkenntnis Beleg. Auch hier im zweiten Teile des Romans — ist harte Dichterkraft am Werke, denn an sich wenig ansprechenden Stoff — Handeleiten und Intrigen triebhaft bestimmter Menschen — aus dem Zufälligen ins Bedeutsame zu geben.

C. Voss glaubt mit Inbrunst an die Möglichkeit, an die Notwendigkeit der Errettung, die dem Sünder durch die Tat eines lebenden Hergens zu Zeit wird. Melissa und Gladisch, das Kind Sanga, sie alle warten nur darauf. Wer wird sie bringen? Die Dichterin schuf aus ihrem Glauben heraus das Bild der Retterin, die Gestalt Velas Devran's. An ihr aber zeigt sich nun am deutlichsten der Riß, der durch die ganze Dichtung geht. Neben der wahrhaftig gedachten, erlebten, inschaubaren und erlebbaren Melissa steht Velas nur bloß und schemenhaft, so daß uns ihre rettende Kraft nicht spürbar und glaubhaft wird. Ihre Geschichte, weit zurückführt auf Kindheit und Eltern, scheint konträrst zu dem Zwecke, den ichönen Glauben der Dichterin nicht zu Schanden werden zu lassen. Wie die bestimmende Figur Velas besitzen auch alle anderen Menschen dieses letzten Teiles kein wahrhaftes Leben, sind bloße Faktoren in einem System abstrakter Begriffe. Die Landshaf, unter fingierten Namen wohl schwärzliche Gegenstände, bleibt nur Kulisse. Eine Symbolik, die mit fei-

Pathologischen kommen noch die 18, die wegen Geisteskrankheit, Alter oder Schwachsin in eine andere Anstalt verbracht werden mußten, sowie die fünf, die bei der Einweisung schon zu alt und nicht mehr erziehungsfähig waren. Es bleiben 15 Versorgung, die ohne ersichtlichen Grund resultatlos geblieben sind. Etwas Positives läßt sich bei ihnen allerdings auch sagen: Fast alle dieser meist schwer belasteten Mädchen haben nach dem Austritt einen Anlauf zum Guten genommen und sich ein paar Monate oder sogar ein Jahr gehalten. Aber als eine große Verführung kam, sind sie ihr unterlegen und haben sich nicht mehr zurechtgefunden.

Vielleicht denkt mancher, das seien keine übermäßigsten Resultate. Doch mag sich ein jeder etwa an eigenen Erfahrungen klar machen, wie unendlich viel es braucht, bis ein Mensch sich innerlich wandelt. Daran gemessen ist es nichts Kleines, wenn die Hälfte der Pflegslinge den rechten Weg gefunden haben oder ihn doch immer wieder suchen. M. B.

## Die Forderungen der ägyptischen Frauenrechtlerinnen.

Frau Charai, die Führerin der Frauenbewegung in Ägypten, ist eine sehr elegante Dame, die einen Bausilber und europäische Toiletten trägt. Sie empfangt eine englische Besucherin, Lady Home, in ihrem im Louix XV. Stil eingerichteten Salon und geht ihr vornehmlich über die Forderungen nach und Ziele der Frauenbewegung des Mittel-Orients. Wir verlangen für die Frauen dieselben Rechte, wie sie die Männer besitzen“, sagte sie, „und wollen die Gerechtigkeit haben, daß wir nicht mehr so ungeschicklich behandelt werden können wie in der Vergangenheit. Ich werde diese Ansprüchen demnächst auf verschiedenen Konferenzen Europas vertreten. Die wichtigste Forderung, die wir durchsetzen müssen, ist die der Heirats- und Scheidungsrechte. Der Koran sagt zwar“, fuhr Frau Charai fort, „indem sie sich eine neue Zigarette anzündete, „daß ein Mann vier Frauen haben darf, vorausgesetzt, daß er sie alle gleich liebt und alle gleich behandelt. Aber das ist natürlich lächerlich, denn es ist unmöglich. Die noch geltenden Scheidungsregeln bedeuten für uns eine unerträgliche Erniedrigung. Ein Ehemann braucht nur zu seiner Frau, sogar nicht einmal in Gegenwart von Zeugen, zu sagen: „Ich überlasse dich dir“, und sofort ist die Frau ledig. Die Frau hat keine Möglichkeit, diese Willkür anzufechten, und ihr selbst ist es nicht gestattet, ihrerseits sich überhaupt von ihrem Mann zu trennen. Die ägyptischen Ehemänner sind zwar in Geldsachen großzügig und gewähren der Frau einen Anteil an ihrem Einkommen, aber alles liegt in ihrem Ermessen, und deshalb muß die Frau auch finanziell unabhängig sein in der Ehe anstreben. Andere Ideen haben bereits unter den oberen Klassen der Ägypterinnen geendet, aber in den mittleren Klassen bestehen noch die alten Vorurteile. Im Hauertum hat die Frau sich zwar bereits eine gewisse Selbstständigkeit erobert, aber nur dadurch, daß sie die schwerste Arbeit auf sich nimmt und freiwillig dem Mann als Helfer dient. Die Fortbewerger, die wir in erster Linie durchsetzen wollen, sind die folgenden: 1. daß der Mann nur einen Ehepartner haben darf, 2. daß er sich mit Wut und Liebe behandelt, 3. daß sie finanziell unabhängig ist, und 4. daß ihr die Möglichkeit gegeben wird, die Scheidung durchzusetzen, wenn sie unglücklich ist. Sodann soll die Frau nicht mehr, wie es noch immer üblich ist, ohne ihren eigenen Willen einem Mann übergeben werden dürfen, den sie noch nicht lieben hat, sondern sie muß das Recht der freien Ehescheidung haben, und es muß ihr Gelegenheit gegeben werden, vorher ihren Zukünftigen kennen zu lernen.“

## „Nacht über Rußland“.

Von Marie Speiser, cand. theol. (Schluß.)

In den ersten Jahren nach ihrer Freilassung war Wera verbannt in eine Kleinstadt im nördlichen Rußland. Sobald ihre Gesundheit von den Strapazen der Festungszeit einigermaßen erholt und an das rauhe nordische Klima gewöhnt war, erwachte in ihr der Drang, für die Bevölkerung der Gegend etwas zu tun. Erfindertisch und einseitig wie sie war, fiel es ihr nicht schwer, bald Gelegenheit dafür zu finden. Die große Armut der Leute brachte sie auf den Gedanken, unter ihnen eine Industrie einzuführen; sie versuchte es nach-

dem Andern Melissas Geschichte durchstufte, überwandert Velas Bild, vermischt es mit dem vermissten Zeichen einer typischen Geheimsprache. Aber auch hier blüht immer wieder einmal der dichterische Einfalt bewingend auf; ungeschicklich die irre Melissa, die im schönsten Staat vor ihren gestohlenen Koffern sitzt, in ihrem Wahn sie selbst zur Maria Bosta worden.

„Maria Bosta“, das Erstlingswerk, ist wohl keine reifliche Erfüllung, aber Besseres: eine ganze Hoffnung. M. B.

## Nur für Bibliotheken?

„Geschrieben von den großen zeitgenössischen Dichtern Indiens“ lautet der Untertitel des 1928 bei C. Voss in Leipzig herausgegebene ersten Sammelwerkes „V. Ind e t son a m e“.

Das europäische und indische Frauen daran mitgearbeitet verraten neben dem eigenartig ornamentierten Einband schon die vielen reisspaltigen Schmuckstücke, zu denen die bekannte französische Graphikerin André Karpelès indische Motive verwendet hat. Frauen sind auch Verfasserinnen besonders wichtiger Beiträge. Sarojini Naidu, eine große Dichterin und feurige Mitkämpferin Gandhi's, hat sechs Gedichte beigeheuert, deren Erlebnischarakter durch feinfühliges Hinburksicht. Die Empfängerin Margaret Noble, bekanntlich nach ihrem indischen Namen Sister Nivedita, ist außer mit geschichtspolitischen Bruchstücken noch mit der wunderbaren Völkerverehrung von Savitri, der indischen Heiligen, und die hochgeschätzte bengalische Novellistin Santia Devi gibt in der „Unschönen Braut“ ein durch seine Ironie gewitztes Gegenwartsbild. In einem besonderen vielgeleitigen Kapitel kommen

einander mit Korbflechterei und mit Töpferei. Sobald aber die Polizei dem auf die Spur kam, wurde jeder solche Versuch streng unterlagert. Man kann sagen, es war ihr polizeilich nicht erlaubt, ihrem Leben einen Inhalt zu geben! Darum festete ihrem Leben die Bestimmung. Und doch meinte sie, es ohne das nicht ausfallen zu können! „Ich bedürfte eines Zieles... ich bedürfte der Hindernisse im Leben, die man überwinden müßte... und es gab kein erreichbares und bestimmtes, erhabenes und festes Ziel... da war kein Leuchturm, der immer vor Augen gewesen wäre... und zu dem man hätte hinaufsteigen müssen — nein... ein Hin- und Herhängen und Zweifeln: Wie man zu leben habe? Wo man zu leben habe? Warum man zu leben habe?... Keine Einheit war mehr vorhanden, überhaupt kein Kollektiv, kein Verband, an den man den langen Spinnwebfaden seines Lebens voller Vertrauen und Liebe hätte knüpfen können... Bis dahin hatte es nie an irgend einem Kollektiv gefehlt, dem man sich selber, sein Faß und Gut, seine Kräfte reiflos hingeben konnte: zuerst war es die Familie gewesen, dann die Schule, danach die Universitäts, das revolutionäre Milieu, die Geheimgesellschaft... immer war über dem Leben die Lösung gestanden: „Für diese oder jene... Und nun die Leere: Wie soll man leben? Wofür soll man leben? Warum soll man leben?“... Belastet von dieser Frage schlepte sich das einarme inhaltlose Leben der Verbannten dahin. Alle Existenzberechtigung war ihr abgechnitten. Vom Tag an, wo sie des Daseins für Andere beraubt worden war, d. h. vom Tag ihrer Entlassung aus dem Gefängnis an, erhob sich drohend die Frage, „wie, welcher Sache und wozu ich überhaupt noch leben sollte“; Wera nennt es „die Frage nach dem Ziel und dem Sinn des Lebens“.

Die Frage, das große Warum? Wozu? ist eigentlich das Thema der letzten 200 Seiten ihrer Memoiren. Wera figuriert beiseite ihr Dasein unter der Last dieser Frage mit den verschiedensten Worten und Bildern: „Die Seele ist erkarrt, erfroren, gelähmt...“ ein andermal: „Ich lebe in physischer und moralischer Finsternis auf einer schiefen Ebene“... „Ich habe das Gleichgewicht verloren...“ Oder die Frage wird mit einer schweren Last verglichen, der man nicht im Stande wäre, auch nur ein Lot beizufügen, ohne zusammenzubrechen.

Vollends unerträglich wurde der Zweifel am Sinn und Zweck des Lebens, als sie, in ihre Heimat im süßlichen Rußland zurückgekehrt, auf dem Gut ihres Bruders lebend, Dinge erleben mußte, die ihr solche Einblicke in das Wesen des Menschen gaben, daß es so weit kam, „daß es einem vor den Menschen graute“. Das kam so: bei einer Teuerung wurde ihr die Aufgabe übertragen, eine ansehnliche Geldsumme unter die Bauern zu verteilen. Wera legte diese Pflicht mit gewissenhafter Gerechtigkeit zu erfüllen. Aber die Leute gerieten in eine unheimliche Gier und verjagten das Geld oft mit Betrügereien und Schwindeln an sich zu bringen. Damals ist Weras Glaube an die Zuverlässigkeit der Menschen zerbrochen. Sie kann jetzt von sich und von ihren Freunden der 80er Jahre sagen: „wir waren Idealisten.“ Und mit einem leisen Beiklang von Selbstironie erzählt sie von dem alten Sonderling im nördlichen Küstengebiet, der dort, in einer Gegend, wo die Kälte nicht selten 35 und 40 Grad erreicht, eine Obstbaumkultur anpflanzen will. „Jahr um Jahr verjagt er es; alljährlich erfrören seine kostbaren Fruchtbaume jämmerlich: ach — er lebt im Glauben, er könne seine Apfelbäume zu w i n g e n, zu blühen und Frucht zu tragen!“ So hat sie die Menschen zum Guten und zum Fortschritt zwingen wollen! Sie hat, als sie sich gütlich nicht dazu bringen ließen, es mit Gewalt versucht, und es ist nicht gelun-

gängerinnen der indischen Frauenbewegung zum Wort. Des Dichters Reuber, der Maler K. Lagore, verbreitet sich in lebenswunderlicher, durch zehn wertvolle Abbildungen bereicherter Malerei über die „Shandehi“, eine bengalische Sippische, für deren Forderung die Bäuerinnen außerordentlich defektative „Medel“ benutzen; sogar das indische Rezept wird den Verlesenen nicht vorenthalten.

Unter den verdienten Liebeserzählungen der vorliegenden Kapitel begegnet man am häufigsten und mit besonderer Freude dem großen Substantiv des Romains Rollands Schmeier Madeline Rolland der ungewöhnliche Satz- und Sprachkenntnis zur Verfügung stehen.

Die fünfzehner Seiten dieses „Ersten Festes der Blätter aus Indien“ bergen neben dem in indischen Frauen gemindertem Teil noch einen fast unheimlichen Stoffreichtum: über Wissenschaft, Kunst, Myth, Literatur, Religionen und Philosophie in Indiens Vergangenheit und Gegenwart, handelt einleitend und seltend zu hervorragender Kenner wie Sir J. C. Bose, Rabindranath Tagore, M. K. Gandhi und Ananda Coomaraswamy. Eine förtliche Beigabe bilden das das indische Folklore betreffenden Ausführungen, welche neben der Monographie eines einzelnen Urkennens Volkslieder und Sprichwörter aus den meisten Provinzen Indiens bringen.

Nur wenigen Anläge noch läßt sich wagemutige französische Substantiv mit ihrem biographischen Teil und den sorgfältigen bibliographischen Nachweisen ein unentbehrliches Lesebuch und Nachschlagewerk für Bibliotheken. Doch ermöglicht ihr verhältnismäßig sehr bescheidener Preis auch dem Einzelnen, sich aus ihr auf allen Gebieten seiner östlichen Interessen eine Fülle von Anregungen und Weisungen zu holen. S. B.

